

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 242. Bromberg, den 25. November 1927.

Der Wettlauf zur Grenze

Roman von Otto Schwerin.

(10. Fortsetzung.

14. Kapitel.

Höflichst den Hut ziehend trat Lutz an den Kraftwagen heran. Lächelnd erhob sich der Rittmeister und streckte Lutz die Rechte hin.

„Ich bin überrascht, Sie hier zu sehen, Herr Rittmeister. Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?"

„Gemeinschaftliche Interessen, Herr Doktor," erwiderte der Rittmeister. „Ich weiß, daß Sie Paschkin suchen, ich suche ihn auch."

„Sieh mal an!" rief Lutz und lachte leise auf. „Unsere Interessen dürften aber in einem wichtigen Punkte doch auseinander gehen, denn wie ich vermute, wollen wir zwar beide die Papiere Horwaths finden, nur mit dem Unterschied, daß ich sie für ihren Eigentümer wieder holen möchte und Sie für jemand, der kaum ein gesetzliches Recht darauf haben dürfte."

Orghidan schwieg. „Wollen wir wirklich hier auf der Straße verhandeln, Herr Doktor?" sagte er nach einer kleinen Pause. „Es dürfte dies doch nicht der geeignete Ort sein."

„Sie verkennen die Situation, Herr Rittmeister. Ich habe gar nicht die Absicht und auch kaum das Recht, mit Ihnen in Verhandlungen einzutreten."

„Sie können eine große Summe Geld verdienen, Herr Lutz."

„Danke, Herr Rittmeister, ich vermute, daß mich Herr Horwath beziehungsweise der Generalkonsul Voß bereits anständig honorieren werden."

„So versagen Sie mir also schlankweg jede Hilfe, Herr Doktor und wollen mich überhaupt nicht anhören?"

„Es kommt weder das eine noch das andere in Frage. Jeder Bedürftige hat Anrecht auf meine Hilfe und warum ich Ihnen eine Unterredung oder eine Aussprache abschlagen sollte, sehe ich noch weniger ein. Ich kann Ihnen nur nicht behilflich sein, Papiere zu verschaffen, die Eigentum eines anderen sind."

Die beiden Männer waren inzwischen einige Schritte weitergegangen, hatten die stille Straße überquert und auf einer Bank Platz genommen.

„Herr Doktor," sagte Orghidan ruhig, „ich sehe ein, daß Sie mir im vorliegenden Fall nicht dienen können, ich glaube auch, wie die Sache liegt, auf einen Erwerb der Papiere, trotzdem sie mich schon Geld genug gekostet haben, verzichten zu müssen. Hier in Deutschland stehen mir auch die Gesetze nicht zur Seite, um so mehr, als — — —"

„Als!" fiel Lutz ein. „Ihr — sagen wir mal — Ihr Geschäft selbst nicht ganz gesetzlich ist. Nicht wahr, Herr Rittmeister?"

Orghidan lächelte fein. „Das — das habe ich zwar nun nicht gerade sagen wollen, aber — schön, streiten wir uns nicht über diese durchaus nebensächliche und überflüssige Erörterung."

„Gut! Herr Rittmeister. Was verlangen Sie von mir?"

„Ich erbitte Ihre Unterstützung, um Paschkin und seine Frau in die Hände zu bekommen. Ich kenne seinen Aufenthalt und bin vielleicht kein schlechter Verbündeter."

„Über diese Bundesgenossenschaft zwischen Rumänien und Deutschland ließe sich vielleicht reden."

„Na, sehen Sie! Meine Diplomatie Ihnen gegenüber ist unbedingte Offenheit. Ich gestehe es ehrlich ein, daß ich an einem Erwerb der Horwathschen Papiere dringend interessiert war, daß ich dem Lumpen Paschkin schon einen Vorschuß von 15 000 Schweizer Franken gezahlt habe und — hereingelegt wurde, wie im ganzen Leben noch nicht. Der Kerl nahm mein Geld, und sucht jetzt die Erfindung an einen gewissen Onegin zu versilbern, der sie wieder für einen großen östlichen Staat taufen will. Ich habe Paschkin von Anfang an nicht recht getraut und ließ ihn hier in Deutschland genauestens überwachen, unser „Dienst" arbeitete sehr geschickt, Herr Doktor."

Lutz lächelte. „So — so —" sagte er. „Ist Ihnen aber bekannt, daß Paschkin die Papiere gar nicht besitzt?"

„Gewiß. Das weiß ich. Die Papiere sind im Besitze eines Genossen von ihm, eines gewissen Wenzel Jellinek, der vor knapp zwei Stunden München mit dem Schnellzug nach Nürnberg in der Richtung Berlin verlassen hat."

„Donnerwetter! Auch das wissen Sie bereits!? Aber, was Sie nicht wissen, ist die Tatsache, daß ich die Originale diesem Herrn Jellinek wieder abgenommen habe."

„Nein, Herr Doktor. Das wußte ich allerdings nicht. Aber selbst wenn dies der Fall sein sollte, und ich zweifle natürlich nicht an Ihren Worten, dann nützen Ihnen die Originale nicht viel, denn, wer bürgt Ihnen dafür, daß die Originaldokumente nicht schnell vervielfältigt worden sind?"

„Sie sind in der Tat vervielfältigt worden," gab Lutz zu.

„Na — sehen Sie — und — haben Sie auch die Kopien?"

„Nein, leider nicht, aber ich möchte sie bekommen, und fahre deshalb in wenigen Minuten nach Berlin."

„Darf ich Sie begleiten, Herr Doktor?"

„Mein Gott!" sagte Lutz, „im Wagen ist noch Platz genug, ich weiß nur nicht, aus welchem Grunde Sie solchen Wert darauf legen, mitzukommen. Ich wiederhole Ihnen, daß selbst im Falle, daß ich die Kopien in die Hände bekomme, für Sie nicht die geringste Aussicht besteht, die Papiere einzusehen, geschweige denn, sie zu erwerben."

Orghidan spielte an seiner Uhrkette.

„Ich sagte Ihnen ja auch schon bereits, daß ich diese Absicht längst aufgegeben habe."

„Und darf ich fragen, aus welchen Gründen Sie dennoch an einem Erfolg meiner Mission so stark interessiert sind?"

„Aus zwei Gründen, Herr Doktor. Erstens vertrete ich die Ansicht, die Papiere, wenn ich sie schon nicht kriegen kann, auch keinem anderen zu gönnen, und zweitens darf der Lump Paschkin nicht entkommen. Herr! Sehen Sie denn nicht ein, daß mein Prestige auf dem Spiel steht, daß ich erledigt, abgesägt bin, wenn es mir nicht gelingt, den Lumpen festnehmen zu lassen. Sie müssen Ihr Möglichstes tun, Paschkin zu erwischen und dafür sorgen, daß er nach der Aburteilung in Deutschland an uns ausgeliefert wird. Das ist der Auftrag, den ich Ihnen erteilen möchte."

„Ich befürchte, Herr Rittmeister, daß ich Ihnen auch hierin nicht dienen kann, denn wegen der rein politischen Angelegenheit liefert Deutschland nicht aus."

„Paschkin wird von uns in erster Linie wegen eines Taschendiebstahls gesucht, begangen an dem rumänischen Major Budesti im Eisenbahnwagen zwischen Ploesti und Bukarest." Orghidan lächelte diplomatisch.

Lutz verstand.

„Das ist natürlich etwas anderes," sagte er.

„Na, sehen Sie. Wir einigen uns schon. Also wir sind Verbündete, Herr Doktor. Ich fahre mit Ihnen nach Berlin, stelle Ihnen meine, in diesem Falle durchaus nicht ganz wertlose Hilfe zur Verfügung, und nach der Verhaftung

Paschkins und seiner Geliebten reise ich wieder beruhigt nach Hause. Sind Sie einverstanden, Herr Doktor. Wollen Sie mich jetzt mitnehmen?"

Lutz überlegte einen Augenblick und sah den Rittmeister scharf unter gesenkten Augenlidern an, ein Blick, den Orghidan lächelnd aushielt.

„Es ist gut, Herr Rittmeister," entschied Lutz. „Steigen Sie ein. Wir fahren ab."

15. Kapitel.

Ilja Bogdanowitsch Onegin, der Chef der Warschauer Abteilung 7, verhandelte in einem Café am Potsdamer Platz mit Sergius Pawel Paschkin und seiner Gattin Vjera.

Onegin war nicht bei allerbester Laune.

„Lieber Pawel Ferdinandowitsch," sagte er mit unterdrückter Stimme, „die Sache muß heute zum Abschluß kommen. Vierzehn Tage sitze ich in diesem Steinkasten Berlin, vierzehn gefahrvolle Tage. Wenn mich die deutsche Polizei schnappt, bin ich erledigt. Ich wiederhole. Die Sache muß heute erledigt werden — sie muß — Sergius Ferdinandowitsch."

Paschkin setzte ein boshaftes Lächeln auf.

„Ich habe in Deutschland weit mehr auf dem Kerbholz als Sie," meinte er mit forcierter Gleichgültigkeit, „und wenn ich mich noch hier aufhalte, so geschieht dies nur, weil ich auf einen vollen Erfolg hoffe, trotz der Einmischung dieses Schurken Lutz, den ich, weiß Gott, nicht auf die leichte Achsel nehme."

„Glauben Sie, daß Lutz Ihre Spur gefunden hat?" fragte Onegin bedenklich.

„Es ist kaum anzunehmen, aber dennoch — ich bin selbst für schnelles Handeln. Jellinek, der die Kopien besitzt, hat mir heute telegraphiert. Er ist bereits in Berlin und wartet nur darauf, mir die Papiere zu übergeben. Tun Sie nur die nötigen Zechinen in Ihren Beutel. Ilja Bogdanowitsch, ein solch fabelhaftes Geschäft wie heute haben Sie schon lange nicht mehr gemacht."

Ilja Bogdanowitsch Onegin strich nachdenklich seinen breiten, schwarzen Vollbart.

„Nicht zu selbstbewußt, Pawel Ferdinandowitsch"," warnte er. „Erst die Pläne, dann das Geld. Ist denn die Erfindung dieses Ingenieurs wirklich die exorbitant hohe Summe von 100 000 Mark wert?"

„Sie ist mehr als das Dreifache wert, Ilja Bogdanowitsch", warf Vjera Paschkin, die sich bisher schweigend verhalten hatte, ein. „Ich verstehe mich auf diese technischen Dinge ein wenig."

„Vjera Iwanowna hat recht," sagte Paschkin leise. „Zugegeben, 100 000 Mark sind ein nettes Stück Geld, aber an der Wichtigkeit der Pläne und der Arbeit gemessen, die allein das Herausholen aus München erforderte, bedeuten sie nur einen Pappenstiel. Auch die Gefahr, die wir beide laufen, wiegt nicht leicht."

Onegin glaubte zu verstehen.

„Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ich eine Extragratifikation durchdrücke, aber einen größeren Vorschuß als 50 000 Mark kann ich beim besten Willen nicht auswerfen."

„Soviel für den Vorschuß," sagte Paschkin verächtlich. „Diese 50 000 Mark muß ich geschlossen Jellinek abladen, und zwar im Augenblick, wo er die Pläne, Zeichnungen und Berechnungen in meine Hände legt. Wann bekomme ich den Rest?"

„In Warschau. Morgen, bei der Übergabe der Papiere. Sie reisen heute abend mit mir über die Grenze. Wann und wo werden Ihnen die Papiere ausgehändigt?"

„Die genaue Zeit weiß ich noch nicht, jedenfalls aber früh genug, um den 8-Uhr-Zug benutzen zu können."

„Gut! Wo treffen wir uns?"

Paschkin schien zu überlegen.

„Falls Sie keine Nachricht mehr von mir erhalten," sagte er langsam nach einer Pause, „dann besitze ich die Papiere und Sie erwarten mich um dreiviertel acht Uhr am Bahnhof Friedrichstraße. Wenn wider Erwarten eine Verzögerung eintreten sollte, rufe ich um die Mittagszeit in Ihrem Hotel an."

„Gut!" sagte Onegin und erhob sich. „Doswidanja."

An der Drehtüre stieß Onegin mit einem Mann zusammen, der gerade das Caféhaus betrat und sich vorsichtig im Raume umsah. Als er Paschkin und seine Begleiterin entdeckt hatte, ging er langsamen Schrittes auf den Tisch der beiden zu und nahm, ohne erst seinen Mantel abzulegen, Platz.

Zwei Augenpaare richteten sich gespannt auf das Gesicht des jungen Mannes, der vor unterdrückter Erregung fieberte.

Es war Jellinek.

„Haben Sie das Geld?" fragte er heiser.

Paschkin nickte. „Es klappt?" fragte er leise.

„Ja," erwiderte der andere. „Heute nachmittag. Halten Sie die Moneten bereit, denn ich muß sofort verschwinden."

„Glauben Sie, daß Sie verfolgt worden sind?"

Jellinek zögerte mit der Antwort.

„Nein," sagte er endlich. „Es ist zwar anzunehmen, daß die ganze Meute in wenigen Tagen hinter mir her ist, aber für den Augenblick besteht wohl keine Gefahr."

Paschkin schüttelte bedenklich den Kopf.

„Wo haben Sie die Papiere?" fragte er lauernd.

„Die sind gut versteckt."

„Vorsicht! warnte Paschkin. „Nehmen Sie sich in acht und beeilen Sie sich mit der Übergabe. Dann sind Sie die Sache los. Wenn man Sie festnimmt und die Dokumente bei Ihnen findet, gehen wir nicht nur verschütt, sondern auch die wertvollen Papiere sind flöten, — und die ganze Aufregung und Arbeit war umsonst."

„Man wird bei mir nichts finden. Ich bringe Ihnen die Papiere in einem Versteck, das keiner ahnt. Betrachten Sie sich bitte meinen Spazierstock, Herr Paschkin."

„Pst, keine Namen nennen", ermahnte der andere heiser und griff nach dem Stock, einem dicken, gelben Malakkarohr mit silberner Verzierung.

„Der Stock ist hohl", erklärte Jellinek. „Die Zwinge kann abgeschraubt werden. Die Dokumente werden im Innern des Stockes verborgen und kein Mensch schöpft Verdacht."

Paschkin wechselte mit seiner Frau einen Blick des Verständnisses.

„Sie sind doch ein ganz ausgekochter Junge", lachte er anerkennend. „Sie können es noch weit bringen, Herr."

„Ich hoffe es", erwiderte der andere bescheiden und erhob sich. „Wo soll die Übergabe gegen Auszahlung der 50 000 Mark erfolgen?"

„Bei mir, im Hotel Atlantik", erwiderte Paschkin. „Ich erwarte Sie pünktlich um drei Uhr, Zimmer 49. Einverstanden?"

Die beiden Ehrenmänner schüttelten sich die Hände.

Jellinek ging und nahm auf der Straße ein Auto, das ihn in wenigen Minuten nach dem Postamt W. 8 in der Französischen Straße brachte. Dort behob er einen postlagernden Brief, dessen Inhalt er in einem Hausgang in seinem hohlen Spazierstock versteckte.

Am Askanischen Platz bestieg Jellinek wieder ein Auto und ließ sich nach dem Westen hinausfahren. Er speiste bescheiden zu Mittag und malte sich in Gedanken das lukullische Souper mit Sekt aus, das er am Abend irgendwo in einem feudalen Lokal in Hamburg oder Kiel einzunehmen gedachte.

Punkt drei Uhr betrat er, seinen wertvollen Stock in den rechten Arm eingehängt, das Vestibül des Hotels Atlantik. Eine Fahrkarte nach Hamburg hatte er bereits gelöst, sein Zug ging um halb fünf Uhr am Lehrter Bahnhof ab. Um Mitternacht konnte er bereits auf dänischem Boden sein. Gedankenvoll stieg er die Treppe zum ersten Stock empor. Wie hieß doch die Straße in Kopenhagen, wo er sich zwecks weiterer Beschäftigung in „Außendienst" melden sollte? — Richtig. Tormansvey Nr. 24. — Na, gut! Jetzt zuerst mal das Geld! — Vor Zimmer 49 angelangt, zögerte er noch einen Augenblick, dann klopfte er an.

Im Zimmer stand am Fenster, mit dem Rücken zur Tür, ein Herr, der sich, als Jellinek eintrat, sofort umdrehte. Jellinek fuhr erschrocken und erstaunt zurück. — Dieser hochgewachsene, schwarze Herr war nicht Paschkin.

Der Eingetretene stotterte erschrocken eine Entschuldigung.

„Verzeihen Sie — ich muß — mich — in der Tür geirrt haben."

„Sie sind schon richtig, Herr Jellinek", erwiderte der Herr höflich. „Darf ich bitten, näher zu treten?"

Doch Jellinek blieb zögernd stehen. Ein unbehagliches Gefühl überkam ihn.

„Wer sind Sie denn?" fragte er.

Der Herr schlug ruhig die linke Klappe seines Überrocks zurück und ließ ein kleines Metallschildchen sehen. Dann antwortete er mit weltmännischer Liebenswürdigkeit:

„Ich bin Dr. Lutz von der Frankfurter Kriminalpolizei. Ich erwarte Sie hier seit einer Stunde, nachdem ich Ihren Helfershelfer Paschkin nebst Frau bereits vorhin festnehmen ließ."

Jellineks Knie begannen zu zittern, das Herz schlug ihm beinahe hörbar an den Hals hinan.

„Bitte, beruhigen Sie sich", sagte Dr. Lutz immer noch sehr freundlich. „Ein kleines Mißgeschick, Herr Jellinek, so etwas kommt vor. Kurze Untersuchungshaft und zwei bis drei Jahre Gefängnis, dann ist alles wieder vorüber. Vielleicht tuts das Gericht sogar noch billiger und bewilligt Ihnen mildernde Umstände. Jetzt geben Sie mir bitte Ihren schönen Stock, der interessiert mich ganz besonders. — So — verbindlichsten Dank, und nehmen Sie hier Platz. Ich bin leider gezwungen, Sie einen Augenblick einzuschließen. Es dürfte in Ihrem eigenen Interesse liegen,

Herr Jellinek, keinen Fluchtversuch, der sowieso aussichtslos wäre, zu unternehmen."

Bei diesen Worten öffnete Lutz die Türe und schloß von draußen zweimal ab.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon I.:

Meine Arbeit und mein Werk.

Soeben erscheinen im Paul Aretz-Verlag Dresden, „Memoiren Napoleons I.", herausgegeben von F. M. Kircheisen (mit 16 Lichtdrucktafeln, Ganzleinen M. 15.—). Das Werk läßt nicht die offiziellen für die Nachwelt bestimmten Schilderungen, sondern die unter dem frischen Eindruck der Ereignisse vom Kaiser schriftlich oder mündlich getanen Äußerungen sprechen. Wir entnehmen ihm mit Erlaubnis des Verlags folgende das umspannende Genie Napoleons, die Größe seiner Leistungen und seiner Pläne besonders kennzeichnende Abschnitte.

Die Arbeit ist mein Element. Ich bin geboren und geschaffen für die Arbeit. Ich habe die Grenzen der Leistungen meiner Beine, meiner Augen erkannt, aber niemals die meiner Arbeit.

Wenn ich eine Sache unterbrechen will, so schließe ich einfach das betreffende Schubfach in meinem Gehirn und öffne ein anderes. Niemals vermengen sich meine Gedanken miteinander, noch stören und ermüden sie mich. Will ich schlafen, dann mache ich einfach alle Fächer zu und gebe mich ganz dem Schlafe hin.

Wie man mich auch entstellen, unterdrücken oder verstümmeln mag, es wird meinen Feinden sehr schwer fallen, mich ganz verschwinden zu lassen, denn die Tatsachen sprechen; sie glänzen wie die Sonne.

Ich habe den Schlund der Anarchie geschlossen und das Chaos entwirrt. Ich habe die Revolution gereinigt, die Völker veredelt, die Throne befestigt. Ich habe alle Talente aufgemuntert, alle Verdienste belohnt und die Grenzen des Ruhms weiter hinausgerückt. Wessen könnte man mich anklagen, wogegen mich ein Schriftsteller nicht in Schutz zu nehmen vermöchte? Sind es meine Absichten? — Er hat genügend Tatsachen zur Hand, um mich freizusprechen. Mein Despotismus? Doch er wird beweisen, daß die Diktatur unumgänglich notwendig war. Daß ich der Freiheit ein Ende machte? — Aber er wird dartun, daß die Zügellosigkeit, die Anarchie, die großen Unordnungen noch an der Schwelle drohten. Daß ich nach der Weltmonarchie strebte? — Sie war nur das zufällige Werk der Umstände, und unsere Feinde führten mich ihr selbst Schritt für Schritt entgegen. Daß ich Ehrgeiz besaß? Ja, Ehrgeiz wird der Geschichtsschreiber an mir finden, aber den größten und erhabensten, den es wohl jemals gegeben hat! Nämlich den, das Reich der Vernunft, die volle Entwickelung, den ganzen Genuß aller menschlichen Fähigkeiten endlich herzustellen und zu weihen! Und hier wird sich der Historiker vielleicht gezwungen fühlen, zu bedauern, daß ein solcher Ehrgeiz nicht befriedigt, nicht erfüllt worden ist.

Will man meine wahren, und zwar sehr beträchtlichen Schätze kennen lernen? Sie leuchten wie die Sonne.

Es sind: der schöne Hafen von Antwerpen und der von Vlissingen, der die zahlreichsten Kriegsflotten enthalten kann und sie vor den Unbilden des Meeres schützt; es sind die Arbeiten an den Häfen von Dünkirchen, Le Havre und Nizza; das riesige Becken von Cherbourg und die Verbesserung des Hafens von Venedig; die schönen Straßen von Wesel nach Hamburg, von Antwerpen nach Amsterdam, von Mainz nach Metz, von Bordeaux nach Bayonne; die Gebirgsstraßen über den Simplon, den Mont Cenis, den Mont Genèvre, der Corniche, die die Alpen nach vier Richtungen hin öffnen. Diese Chausseen, die allein mehr als 80 Millionen gekostet haben, übertreffen an Kühnheit, Größe und an Kunstbauten sämtliche ähnliche Bauwerke der Alten; die Straßen von den Pyrenäen zu den Alpen, von Parma nach Spezia; der Pont d'Jena, der Pont d'Austerlitz, der Pont des Arts in Paris; der Kanal, der durch den Doubs den Rhein mit der Rhone und das Holländische Meer mit dem Mittelmeer verbindet; der Kanal zwischen Schelde und Somme, das heißt zwischen Amsterdam und Paris; der Bau des Louvre, die Wasserversorgung von Paris, allerlei Verschönerungen dieser Hauptstadt; die Verschönerungsarbeiten in Rom; das Napoleon-Museum, das auf 400 Millionen geschätzt wird und nur Gegenstände enthält, die gesetzlicherweise durch Kauf oder durch Friedensverträge erworben worden sind. Das alles bildet einen Schatz, der Jahrhunderte überdauern wird und genügt, um alle Verleumdungen zurückzuweisen.

Wenn Moskau nicht den Flammen überliefert worden wäre, hätte der dort geschlossene Friede meinen Kriegsunternehmungen ein Ende gemacht. Er wäre für die große Sache das Ende der Glücksfälle und der Anfang der Ruhe und Sicherheit gewesen. Ein neuer Horizont, neue Arbeiten hätten sich aufgetan und wären von dem Gedeihen, dem Wohle aller erfüllt gewesen. Das europäische System war begründet; es blieb nur noch eine Frage, es zu organisieren.

Eine meiner Lieblingsideen war die Zusammenschmelzung, die Vereinigung der Völker, die durch Revolutionen und Politik getrennt worden waren. Es gibt in Europa mehr als 30 Millionen Franzosen, 15 Millionen Spanier, ebensoviel Italiener und 30 Millionen Deutsche. Ich wollte sie alle in einem einzigen festen nationalen Körper vereinigen. Dem Vollbringer dieses Werkes würde die Nachwelt ihre schönsten Kränze geweiht haben, und ich fühlte mich stark und berufen, eine solche Arbeit zu unternehmen. War dies getan, dann konnte man sich dem jetzt nur erträumten Ideal einer höheren Gesittung hingeben; dann war kein Wechsel mehr zu befürchten, denn es herrschte ein Gesetz, einerlei Meinung, eine Ansicht, ein Interesse, das Interesse der Menschheit. Dann hätte man vielleicht auch für Europa den Gedanken einer Amphiktyonie, eines nordamerikanischen Kongresses ausführen können. Und welche Aussichten eröffneten sich dann, welches Schauspiel bot dann die Welt!

Wäre ich auf dem Throne geblieben, so würde ich mit dem Rufe gestorben sein, der größte Mann gewesen zu sein, der jemals gelebt hat. Da ich jedoch meinen Zweck verfehlt habe, wird man mich nur als einen außerordentlichen Mann betrachten, denn meine Erhebung war beispiellos, da sie ohne Verbrechen geschah! Ich habe 50 regelrechte Schlachten geschlagen, die ich fast alle gewann. Ich habe ein Gesetzbuch entworfen und in Anwendung gebracht, das meinen Namen der Nachwelt überliefern wird. Aus dem Nichts schwang ich mich zum mächtigsten Herrscher der Welt empor. Europa lag mir zu Füßen. Ich war stets der Ansicht, daß die Souveränität im Volke liege. In Wirklichkeit war die kaiserliche Regierung eine Art Republik. Durch die Stimme des Volkes an die Spitze der Regierung gerufen, war mein Grundsatz: „Freie Bahn dem Tüchtigen!", ohne daß ich einen Unterschied zwischen Abstammung und Fähigkeit machte. Und dieses Gleichheitssystem war der Grund, daß die englische Oligarchie mich so sehr haßte.

Mein Sohn darf nicht daran denken, meinen Tod zu rächen; er soll vielmehr Nutzen daraus ziehen. Die Erinnerung an das, was ich vollbracht habe, darf ihn nie verlassen; er soll stets wie ich jeder Zoll ein Franzose bleiben. Er muß stets bestrebt sein, in Frieden zu regieren. Wenn er aus reinem Nachahmungssinn und ohne daß die unbedingte Notwendigkeit vorliegt, meine Kriege von neuem beginnen wollte, wäre er weiter nichts als ein Affe. Mein Werk von neuem beginnen, hieße vermuten, daß ich gar nichts vollbracht hätte. Es jedoch vollenden, wird im Gegenteil die Festigkeit der Grundlagen beweisen, den ganzen Plan des nur angefangenen Gebäudes auseinanderzusetzen. Man macht nicht zweimal dasselbe in einem Jahrhundert. Ich bin gezwungen gewesen, Europa durch die Waffen zu bändigen; heute muß man es überzeugen. Ich habe die im Sterben liegende Revolution gerettet, habe sie von ihren Verbrechen rein gewaschen und sie dem Volke im Ruhme strahlend gezeigt. Ich habe Frankreich und Europa neue Ideen eingeimpft, die niemals vergehen werden. Mein Sohn möge alles, was ich gesät habe, zum Aufblühen bringen! Möge er alle Grundstoffe des Gedeihens, die der französische Boden in sich birgt, weiter entwickeln! Um diesen Preis kann er einmal ein großer Fürst sein.

Die Spionin.

Skizze von G. Wagener.

Der Zug klapperte über die Weichen des Grenzbahnhofs. Mademoiselle Yvonne atmete auf. Ein Gegenstand fiel schwer zu Boden. „Das war sicher der Stein von meinem Herzen!" entrang es sich von ihren Lippen. „Nein, mein Fräulein", sagte der Herr in der anderen Polsterecke, „Ihre Handtasche. Gestatten Sie." Mit höflicher Verbeugung überreichte er der jungen Dame ihr Eigentum. Yvonne dankte. Wie konnte sie sich nur so gehen lassen! Ach, schließlich war ja die Gefahr vorüber und lag hinter den blau-gelb-roten Grenzpfählen! Jetzt war ihr der Mensch dort in der Ecke nicht mehr so widerwärtig wie in der Nacht, da sie in Bukarest den Zug bestiegen und er sich noch im letzten Augenblick in ihr Abteil gedrängt hatte. Damals tauchte der fürchterliche Gedanke in ihr auf, dieser Herr sei ein verkappter Polizist, und es gab doch nichts auf der Welt,

was sie im Augenblick mehr zu befürchten gehabt hätte als gerade diese Art von Leuten. Schaudernd erinnerte sie sich an die Ereignisse der letzten Nacht. Sie mußte doch einmal im Spiegel nachsehen, ob sie nicht graue Haare bekommen hatte! Nein, doch nicht. Was lag nicht alles hinter ihr! Ein politisch hochwichtiges Schriftstück aus dem Schreibtisch eines Staatssekretärs stehlen, während dieser im Rauschschlaf ihrer betäubenden Zigarette lag, dann ins Hotel stürzen, zur Bahn fahren, die Nacht mit dem unheimlichen Menschen in einem Abteil verbringen, jeden Augenblick nach dem kostbaren Raub im Mantel fassen und dann noch die Ruhe bewahren! Das sollte ihr einmal jemand nachmachen. Na, die Herren in Paris konnten mit ihr zufrieden sein und einen annehmbaren Scheck ausstellen. Bald würde sich der Traum ihrer Jugend erfüllen und sie das Schlößchen in Mouy-Chatel kaufen . . . Schloßherrin!

Da saß wieder dieser unangenehme Mensch. Er sah eigentlich sehr gut aus: Tadellose Bügelfalte, eleganter Reiseanzug, große Mütze und über ihm im Gepäcknetz einen nagelneuen Juchtenkoffer. Wie ein reisender Diplomat vom heimatlichen Quai d'Orsai. Der Mann war doch nicht übel! Da, jetzt sprach er sie an: „Mademoiselle scheinen erfreut zu sein, Rumänien hinter sich zu lassen; unangenehmes Land. Bin gleichfalls froh, wenn ich es nicht mehr sehe. Schmutzfinken. Das arme Siebenbürgen wird auch bald im ruthenischen Schmutz ersticken. Na, wir sind ja jetzt in Ungarn; besserer Menschenschlag." In seiner abgehackten Weise sprach er weiter. Yvonne fühlte sich glücklich und geborgen.

Als die beiden mittags in Budapest ausstiegen, waren sie gute Freunde geworden und hatten sich gegenseitig anvertraut, daß sie die Nacht in der Hauptstadt bleiben wollten. Yvonne erfuhr noch, daß ihr Reisegefährte wirklich Diplomat war, noch dazu italienischer Graf — welch schöne Erwerbung für ihr Schlößchen! — und sich für den anderen Tag mit einem Kollegen verabredet hatte. Nach ihren Absichten hatte der höfliche Mann nicht gefragt, und Yvonne war ihm dankbar dafür. Sie hatte ihm erzählt, daß sie sich Budapest ansehen wollte. „Großartige Stadt," hatte der Diplomat gesagt, „Sie müssen sich einige Tage hier aufhalten; darf ich mich Ihnen vielleicht zur Verfügung halten?" Er war doch wirklich ein netter Mensch. Wenn er wüßte, daß sie den Rumänen ein Dokument gestohlen hatte!

Nachdem sie im „Königshof", dem vornehmsten Hotel der Stadt, eingekehrt waren, verabredeten sie ein gemeinsames Souper. Bewundernd küßte der Graf Yvonnes kleine Hand, als sie sich abends im Speisesaal trafen: „Entzückend, Gnädigste! Haben mich alten Routinier ganz gefangen."

„Darf ich fragen, was Sie nach Bukarest führte?" forschte Yvonne im Laufe des Gesprächs neugierig.

Der Graf, dessen Verliebtheit immer offensichtlicher geworden war, zögerte zunächst; aber die herzgewinnende Art seiner schönen Nachbarin war so vertrauenerweckend, daß er schließlich unbedenklich sagte: „Eigentlich dürfen Sie nicht fragen. Staatsgeheimnis! Na, Sie verraten mich nicht. Habe abgeschlossenen Geheimvertrag zu überbringen, liegt oben im Koffer."

Yvonne bekam einen förmlichen Ruck. Ein Geheimvertrag zwischen Italien und Rumänien! Wenn sie den bekam, würden ihr die Pariser um den Hals fallen; dann brauchte sie sich nicht mit dem Schlößchen in Moui-Chatel zu begnügen; dann reichte es für den Prachtbau in Chateaurouge. Ihr Entschluß stand fest: Freundlichkeit hin, Freundlichkeit her, den Geheimvertrag mußte sie haben!

Sie war von bestrickender Liebenswürdigkeit; der Graf wurde zusehends wärmer. Er ließ Sekt bringen, und sie tranken auf die französisch-italienische Freundschaft. „Sie hat's leider nötig", meinte der Graf; er wurde immer aufgeräumter.

„Jetzt oder nie!" sagte sich Yvonne. Sie stand auf und holte aus der Tasche ihres Abendmantels ihr Zigarettenetui. „Graf, rauchen Sie einmal eine von meinen Zigaretten, die sind etwas ganz Besonderes, eigens für mich hergestellt" — stimmt ja auch, dachte sie, eigens für mich narkotisiert. Der Diplomat nahm ahnungslos an und plauderte weiter. Es dauerte aber nicht lange, da wurde er ruhiger und ruhiger; er fuhr sich über die Stirn, es schien ihn etwas zu quälen. „Bitte zu entschuldigen, Mademoiselle, ich fühle mich nicht wohl. Bedauere außerordentlich; hoffe Sie morgen zum Frühstück begrüßen zu können." Er stand auf und ging unsicheren Schrittes aus dem Saal.

Yvonne zitterte vor Ungeduld; erst zehn Minuten warten, dann ihm folgen. Hoffentlich schloß er die Tür nicht zu, das gab sonst unnötigen Aufenthalt, bis sie mit dem kleinen Taschendietrich aufgeschlossen hatte. Dann hieß es, aus dem Juchtenkoffer das Dokument holen, ihre Sachen packen und mit dem nächsten Zug fort aus Ungarn! Am Morgen, wenn der Graf erwachte, mußte sie schon in Österreich sein.

Gewaltsam zwang sie sich zur Ruhe; dann stieg sie die Treppe in den zweiten Stock hinauf. Sie versuchte leise die Klinke der Tür — tatsächlich, der Ahnungslose hatte nicht zugeschlossen. Im schwachen Schein der Straßenbeleuchtung erkannte sie ihn; er lag angezogen auf dem Bett und schlief wie ein Toter. „Ja, meine Zigaretten!" dachte Yvonne. Da war auch der Koffer. Verschlossen! Auf dem Schreibtisch lag ein Brieföffner; drei, vier Stiche in das Leder, ein Riß, der Kofferinhalt lag vor ihr. Sie warf einige Briefe auf die Erde, dann fand sie einen schweren Umschlag. Sie trat ans Fenster und erkannte das rumänische Siegel. Nun auf die Bahn! Schloß Chateaurouge gehörte ihr!

Vorsichtig schlich sie in ihr Zimmer, schloß ihr Köfferchen auf und legte den kostbaren neuen Raub zum alten... Da wurde ihr merkwürdig dumpf im Kopf, sie setzte sich auf den Bettrand und stützte die Stirn in die Hand. So schlief sie ein. — —

— Entsetzt fuhr Yvonne hoch, als der helle Tag durch die Scheiben schien. Wo war sie? In Österreich? In Budapest? Sie stürzte ans Fenster. Fürchterlich, da unten floß die Donau! Nur fort, bevor der Graf den Diebstahl merkte! Da, Himmel! Ein großer Riß klaffte im Leder ihres Koffers. Zitternd schloß sie ihn auf. Das erste Dokument, das Bukarester fehlte ...,

Dafür fand sie auf dem Tisch einen Brief:

Mademoiselle! Ich bin untröstlich, Sie ohne Abschied verlassen zu müssen. Sie werden es aber begreiflich finden. Gestatten Sie, daß ich Ihnen noch einen freundlichen und wohlgemeinten Rat für Ihre fernere Reisetätigkeit gebe: Trinken Sie mit keinem fremden Herrn Sekt! Er könnte wieder ein Betäubungsmittel enthalten. Und wenn Sie jemandem eine der „eigens für Sie hergestellten" Zigaretten anbieten, dann achten Sie darauf, ob sie auch geraucht wird. Ihr Bukarester Dokument ist bei mir in guten Händen, trösten Sie sich mit meinem „Geheimvertrag"! Ihr dankbarer Graf ...

Yvonne bebte; sie riß den „Geheimvertrag" auf; eine Unmenge Papierschnitzel fiel heraus. —

Die unglückliche Spionin hat es vorgezogen, in Budapest zu bleiben und ihre Rolle am Quai d'Orsai mit der eines Revuegirls zu vertauschen.



Bunte Chronik



*** Pferde im Theater.** Was für Berlin Piscator ist für Moskau Meyerhold. Sein konstruktives Theater verwendet nicht nur Film und Radio in ausgiebigster Weise, sondern sogar Autos und Eisenbahnzüge. Die russische Provinz will sich aber von der Hauptstadt nicht schlagen lassen. Auch sie will Theater machen, das auf der Höhe der Technik steht. Nun ist es aber schon so, daß die Technik der russischen Provinz nicht sehr weit über das Pferd hinausgekommen ist. So kam es, daß das Publikum, das sich zur Erstaufführung eines neuen Stückes im Tulaer Theater versammelt hatte (Tula ist eine große Gouvernementsstadt, liegt 180 Kilometer von Moskau entfernt und ist durch Samovare und Tula-Silber weltbekannt), mit Freude und Erstaunen die gesamten vierbeinigen Mitglieder der Tulaer Feuerwehr auf der Bühne begrüßen konnte. Das freudige Erstaunen und die Begeisterung waren aber von kurzer Dauer. Denn die wiehernden Bühnengenies verspürten plötzlich die Lust, sich das Publikum etwas näher anzusehen. Um diesen Zweck zu erreichen, galoppierten sie mit einem eleganten Sprung über die Orchesterrampe auf die Zuschauer los. Was weiter geschah, braucht nicht näher beschrieben zu werden. Alle Ärzte Tulas mußten nun ihrerseits mit Pferdekräften arbeiten, um das, was die Kräfte der Pferde angerichtet hatten, wiedergutzumachen. Und die wackeren Tulaer Theatermänner, die so gern auf der Höhe der Technik stehen wollten, mußten mit Bedauern zu dem Schluß kommen, daß es wohl angebracht ist, die Zuschauer durch die guten alten erprobten Methoden zu vorübergehendem Schlaf zu bringen, als durch neue Theatereffekte zum ewigen.

*

*** Zähne aus Stahl.** Die Kruppwerke, die nach dem Kriege eine völlige Umstellung ihres Betriebes vornehmen mußten, da die Kriegslieferungen zum größten Teil wegfielen, sind nun u. a. zu einem neuen interessanten Produktionsprozeß übergegangen; sie stellen nämlich viele Modelle von Gebissen aus Stahl her, welche nicht oxydieren. Die Zähne sind widerstandsfähiger als die aus Gold und dürften gewisse neue Einstellungen in der Zahntechnik bringen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.